



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Betrachtung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Betrachtung.

Der Grundstein, welcher am 19. October auf dem Schlachtfelde Leipzigs in die Erde gesenkt wurde, ist auch ein Schlußstein für die großen Volksfeste dieses Jahres, welche seit dem Beginn des Sommers in überreicher Zahl begangen wurden. Schon war unter den begeisterten Worten der Festredner die Empfindung nicht zurückzudrängen, daß die harte politische Arbeit der Gegenwart in den nächsten Tagen eine sehr nüchterne Werkeltagstimmung nöthig mache. Möge jedem Theilnehmer an dem großen Fest die patriotische Wärme, welche in diesen Tagen seine Seele erfüllte, auch Kraft, Entschlossenheit und Ausdauer für die politische Thätigkeit in seiner Heimath vermehren.

Alle Fragen, welche uns das Herz bewegen, die Gegensätze und Forderungen der streitenden Parteien traten an den Deutschen heran, welcher in den Tagen vom 16. bis 19. October, von der Generalversammlung des Nationalvereins bis zu den zahlreichen Trinksprüchen der großen Festmahle gegenwärtig war. Und wer erfüllt von dem warmen Leben der Gegenwart den Blick auf die weiten Ebenen um Leipzig richtete, auf denen vor funfzig Jahren unter Beschüßdonner und Schlachtruf der Grund gelegt wurde zu den Kämpfen unserer Zeit, dem zog neben der Erinnerung an die Vergangenheit auch der innere Zusammenhang zwischen Einst und Jetzt, was mit Nothwendigkeit geworden ist, was wie zufällig mitwirkte, durch die Seele. Von den Fluren Bachaus sucht das Auge zuerst die entfernte Stätte, wo der Mann von Taurroggen durch preussisches Blut die Franzosen aus den Vorgassen von Möckern getrieben hat. Und weiter nach Nordosten späht der Blick in eine ferne Dämmerung bis zu dem Lande, wo im Jahre 1813 die höchste Begeisterung zu einer großen That wird, und wo jetzt ein schwerer Conflict zwischen Fürst und Volk das Aufblühen deutscher Volkskraft so peinlich zurückhält. Und immer wieder wurde die Frage laut: Wie kommt es doch, daß der Staat, welcher damals nicht nur durch seine Feldherren und durch die Tapferkeit seiner Krieger, auch durch die großartigsten innern Reformen so plötzlich in den Vordergrund des deutschen Lebens trat, jetzt einen so argen Rückfall in Unkraft erleben muß, wie ist gerade dort möglich, daß die eigene Regierung sich feindselig gegen den Geist auflehnt, welcher in den Reformen der Stein, Hardenberg, Scharnhorst lebte?

So lange dieser Staat eine politische Bedeutung hat, seit zweihundert Jahren, war er bald Freude, bald Aerger, zuweilen der Stolz, zuweilen Gegenstand besonderer Abneigung bei der Mehrzahl patriotischer Landsleute. Daß er unentbehrlich sei gegen auswärtige Feinde, daß er eine sehr originelle, oft herbe und unbehagliche Physiognomie zeige, dies wurde in der Zeit, wo die Fürsten dem Staate den Charakter gaben, lebhaft gefühlt. Daß dort etwas

Großes sei in Zucht und Ordnung, in der festgeschlossenen Verwaltung, in sparsamem Haushalt, gab auch der Gegner zu, der sich über das Widerwärtige ärgerte, das ihn dort häufig verletzte, über hochfahrendes Wesen und Unbehilflichkeit, über große Ansprüche und Kleinrämerei. Seitdem das preussische Volk mit selbstständigem Willen in engere Verbindung mit den Bruderstämmen getreten ist, hat sich diese Auffassung preussischer Art allerdings modificirt, aber der Deutsche findet jetzt auch in dem preussischen Volke etwas Besonderes, das ihm nicht immer heimisch und anmuthig erscheint, auch wo er es ehren muß, das ihn besonders stark abstößt, wenn er Ungesundes herausfühlt.

Selbstverständlich haben der Charakter der Volkstämme in den alten Provinzen, Culturverhältnisse und frühere Geschichte den wesentlichsten Antheil an solcher Eigenheit. Es ist hier nicht der Ort auszuführen, was die mittelalterliche Colonistenarbeit auf altem Slavenlande, was das knappe strenge Soldatenregiment des vorigen Jahrhunderts, was endlich die geistige Arbeit Kants und Hegels an Tüchtigem und Einseitigem dort mehr als anderswo herausgebildet hat.

Es ist auch nach dieser Richtung interessant, die Stellung der Preußen innerhalb des Nationalvereins zu betrachten. Sie sind eifrig bemüht auszusprechen, wie sehr Preußen zu seiner Fortbildung und zur Erhebung aus der gegenwärtigen Krisis die Hilfe Deutschlands nöthig habe, und demungeachtet wird bei den Nichtpreußen des Vereins die Ueberzeugung immer lebendiger, daß die politische Entwicklung Deutschlands in der Hauptsache von Preußen abhängt. Die preussischen Mitglieder des Vereins sind in Wort und Ueberzeugung sehr entschieden deutsch; liberale und entschlossene Vorschläge gehen in der Regel von ihnen aus, und doch empfinden die heftigen Freunde in Süddeutschland in der Stille, daß diese entschiedenen Fortschrittsmänner aus Preußen im Grunde weit gemäßigter, vorsichtiger, conservativer sind als sie selbst. Mit gutem Grunde; denn sie haben etwas Großes, was sie für sich und Deutschland zu bewahren verpflichtet sind. Der Staat von jetzt mehr als achtzehn Millionen Deutschen ist bei allen Unvollkommenheiten und Mängeln für sie ein unschätzbare Besitzt, dessen Werth sie sehr lebhaft empfinden, auch wenn sie seine gegenwärtige Physiognomie aufs kräftigste verurtheilen.

Aber nicht nur darin beruht das besondere Wesen des preussischen Liberalismus, daß die Preußen einem Staat angehören, welcher, wenn auch nach vieler Beziehung unfertig, doch im Stande ist, unter Umständen die größte Kraft zu entwickeln.

Deshalb soll hier an Einiges erinnert werden, was die gegenwärtige Lage des preussischen Staates und seiner Parteien erklärt, was den Preußen selbst sehr wohl bekannt ist, von den Landsleuten zuweilen vergessen wird. Woher kommt es zuletzt, daß das fröhliche Aufblühen deutscher Kraft in dem größten

deutschen Staate so heftigen Streit entwickelt? Die Preußen haben im Gegensatz zu fast allen andern Völkern Deutschlands, seit vor funfzehn Jahren unser Vaterland in die Periode einer lebhaftern Bewegung eintrat, nicht einen, sondern hinter einander zwei Fürsten gehabt, welche ihrem Alter, ihrer Bildung, ihrem Verständniß des Staatslebens nach in der vergangenen Zeit wurzeln, in welcher die Politik Metternichs herrschte, Rußlands Einfluß übermächtig war, die deutschen Stämme kraftlos die Folgen der napoleonischen Herrschaft verarbeiteten. Während fast überall durch oder seit dem Jahre 1848 jüngere Herrscher, eine neuere Generation die Throne bestieg, bestimmbarer, weniger lange geformt, behender, ihren Frieden mit der Zeit wohl oder übel zu machen, ist im Regentenhaufe Preußens nicht ein Sohn auf den Vater gefolgt. Beide Fürsten haben in ihrer Art die beste Eigenschaft der Hohenzollern bewahrt, die Tugend, für ihren Staat, und nicht für ihr Haus zu sorgen, zu zürnen und zu dulden, und Beiden verdüsterte sich nach einem glänzenden Aufgange ihr Horizont durch schwarze Wetterwolken, welche sie zu beschwören nicht im Stande gewesen sind. So ist es gekommen, daß ein frisches jugendliches Leben, welches auch bei mäßiger Kraft eines jüngeren Herrschers in der Politik, in der höhern Verwaltung, in jeder Richtung des Volkslebens leichter an den Tag dringt, den Preußen bis jetzt nicht geworden ist. Und dieser Umstand gibt gerade diesem jungen Staate, der auf einen aufstrebenden selbstvertrauenden Willen angewiesen ist, ein besonders seltsames Aussehen. Der Frühling ist unten im Volk angebrochen und auf den Gipfeln der Bäume rauscht überall das Laub des vergangenen Jahres.

Wer diesen Umstand, den eine höhere Gewalt, nicht die der Menschen, herbeigeführt hat, als verhängnißvoll für den Staat erachtet, der ist allerdings durch unwiderstehliche Beweisgründe nicht zu widerlegen. Denn wer kann vorausbestimmen, welche Gefahren die Zukunft durch ein unpopuläres und nach Außen machtloses Regiment heraufbeschwört. Aber es ist auch erlaubt, solcher Auffassung eine hoffnungreichere gegenüberzustellen. Allerdings bedeutet bei dem jungen Verfassungsleben der deutschen Staaten die Persönlichkeit des Regenten mehr als da, wo eine alte Verfassung das Volk gewöhnt hat, eine unablässige Controlle der Regierenden auszuüben. Und wir sehen bei dem flüchtigsten Rückblick auf die vergangenen Zeiten, wie sehr auch unsre Regenten Kinder ihrer Zeit sind, der Periode ihres Lebens, in welcher ihr Charakter geformt wurde, ihre Bildung durch starke Eindrücke zur Reife kam. Wichtiger fast als die individuelle Anlage des Regenten sind für sein Herrscheramt die Einwirkungen der geistigen und politischen Kämpfe während seiner Lehrjahre. Daß nun die Preußen später als die meisten ihrer Landsleute die Zeiten eines neuen Systems und einer jungen Regierung erhalten, gerade dieser Umstand mag ihnen dereinst wieder zu Gute kommen; denn diese neue Zeit findet starke

Gegenfäße, unwiderstehliche Nothwendigkeiten, einen weiter entwickelten Liberalismus, eine thätigere Volkskraft. Und wenn die Preußen jetzt selbst mannhast thun, was ihre Pflicht ist, so mögen sie getrost einem geneigten Schicksal und der Zukunft ihres Staates vertrauen. Denn daß der Fürst, den sie dem wahrscheinlichen Lauf der Dinge nach zu erwarten haben, in solcher Zeit zum Manne gehärtet wird, das vermag dereinst mehr als einzubringen, was jetzt verloren wird.

Ein Damenpensionat im Staat Mississippi.

1. Wie ich Professor dreier schönen Künste wurde.

Das Folgende ist Wahrheit, wie sie ein treues Gedächtniß aufbewahrt, nichts von Dichtung darin. Das Bild mag eine Carrikatur sein, aber ich kann nichts dafür.

Mit philologischen und juristischen Kenntnissen, sowie mit einem anständigen Fonds deutscher Gewissenhaftigkeit ausgestattet, betrat ich vor sechsthalf Jahren die neue Welt, und siehe da, zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich drei verschiedene Professuren der schönen Künste, die sich in meiner Person vereinigen sollten, bereits für mich zugeschnitten. Kaum war ich nämlich in Philadelphia angekommen, als mein Freund K. mit freudestrahlendem Gesicht in mein bescheidenes Dachstübchen trat, um mir die ebenso überraschende, als erfreuliche Meldung zu machen, daß der Principal eines bedeutenden Dameninstitutes zu Macon im Staat Mississippi anwesend sei, um einen deutschen Professor für Malerei, Zeichnenkunst und Musik anzuwerben.

„Das ist,“ sagte er, „eine ganz vortreffliche Stelle, die Du unbedingt annehmen mußt.“

Vor Erstaunen anfangs sprachlos, blickte ich ihm eine Zeit lang ins Gesicht; der Ernst seiner Mienen überzeugte mich jedoch bald, daß er durchaus nicht scherzte. „Lieber Freund,“ erwiderte ich daher ablehnend, „ich habe ja in meinem ganzen Leben keinen Pinsel in der Hand gehabt. Gezeichnet habe ich zwar vor fünfundzwanzig Jahren auf der Schule bisweilen einen Kopf; aber selbst das ist längst schon vollständig wieder verlernt. Und dann was Musik betrifft, so habe ich heute mit Betrübniß bemerkt, daß ich nicht einmal die Noten mehr recht kenne; und seit mindestens fünfzehn Jahren habe ich keine Taste angerührt.“

Die erwähnte niederschlagende Erfahrung hatte ich nämlich gemacht, als ich mich auf einem Piano, das ich im Kosthause vorfand, ein wenig versuchte. Dabei hatte ich mir jedoch vermöge meines guten Gedächtnisses die ersten bei-